

NEW YORK

IF YOU SEE SOMETHING - SAY SOMETHING!

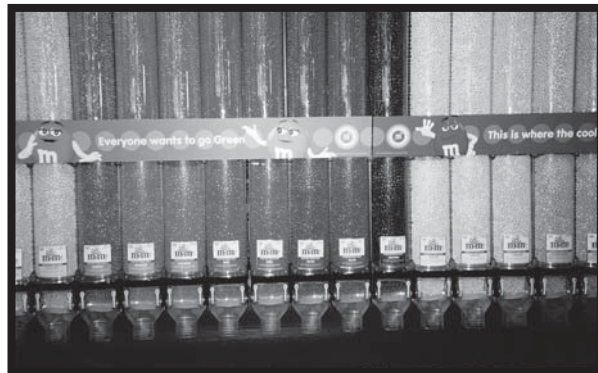
Text & Fotos: Rokko

NEW YORK: STADT DER LIEBE, DES TERRORS, UND DER MENSCHENHÄNDLER. DORT VERBRACHTE ICH MEINE ERSTEN BEIDEN JULIWOCHEN.

Meine Penne war in Williamsburg, Brooklyn, bekannt als der Stadtteil, wo die Strokes, Japanther und die Yeah Yeah Yeahs herkommen. Anderen auch bekannt als unerträglich hippestes Pflaster, das sich mittlerweile kein Schwein mehr leisten kann. Beides ist wahr.

New York City besteht ja bekanntlich aus den fünf Stadtbezirken Manhattan, Bronx, Queens Staten Island und Brooklyn. Generell lässt sich sagen, dass in letzterem die spannendsten Orte, Feste und Menschen zu finden sind. Je weiter man in den Osten geht, umso *rougher* und preiswerter wird es. Williamsburg jedoch ist nur durch den East River von Manhattan getrennt und begann bereits in den 1970ern zum Wohnort vieler KünstlerInnen und zielloser Rabauken zu mutieren. Der Grund: Manhattan wurde großflächig unleistbar und neue (kostengünstigere, unbeliebtere, wildere) Gebiete mussten erschlossen werden. Diesen rüdigsten Charme hat Williamsburg schon lange verloren, wenn man aber weiter nach rechts wandert, in die Stadtviertel Bedford Stuyvesant oder Bushwick, wird es wieder spontaner und billiger. Bedford Stuyvesant war früher ein schwarzer Bezirk, an dem die Kriminalität florierte, Bushwick ein Industrieviertel. Dort wollte niemand wohnen, bis die aktuelle Ausprägung der Bohème es doch tat und lernte, die dortigen Vorteile zu nutzen: Nämlich Parties in Lofts und auf Fabrikgeländen zu schmeißen,

bei denen sich kein Nachbar aufregen konnte – weil es keinen gab. Williamsburg ist auf jeden Fall *der* trendigste Scheiß, dort lässt man sein Fleisch beschauen



M&Ms-Shop, gleich beim Times Square. Auf dem Foto: die Essenz! Runderhum auf mehreren Ebenen: M&Ms-Lederjacken, M&Ms-Strampelanzüge, M&Ms-Schultaschen und was es sonst noch so gibt auf der Welt.

und kauft teure Klamotten, die absichtlich kaputt aussehen. Das ist teilweise schon sehr ekelhaft, aber nichts desto trotz gibt es dort nach wie vor ein paar wirklich sympathische Ecken.

Zurück zum Anfang: Die Einreise in die USA war erstmal etwas mühsam: Es wird mit Nachdruck empfohlen, sich dreieinhalb Stunden vor Abflug am Flughafen einzufinden. Warum? Damit genug Zeit für sinnlose Kontrollen, Porträtfotos, Fingerabdrücke und Fragen wie „Haben Sie vor, in den USA terroristische Anschläge zu verüben?“ übrig bleibt. Eine weitere ernsthafte Erkundigung war, warum

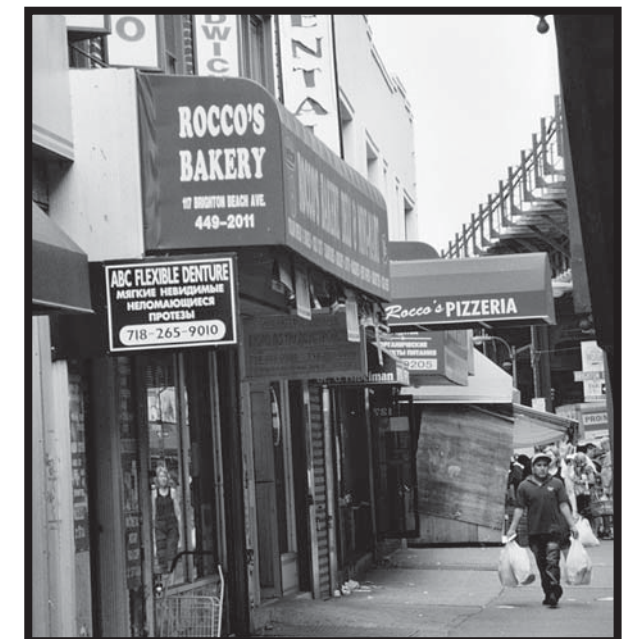
meine Haare in Wirklichkeit kürzer wären als auf dem Foto im Pass.

8 MILLIONEN FREUNDE

In NY angekommen wartete ich auf meine erste U-Bahn und trug währenddessen ein Bulbul-Leiberl, um den Namen der Beef Metal-Combo an die Multiplikatoren des großen Apfels weiterzugeben. Das funktionierte schneller als erwartet, denn sofort kam ein schmierig grinsender Kleinwuchs auf mich zu und zeigte auf den Schriftzug: „Do you know what ‚Bulbul‘ means in my language?“ *What is your language?*“, wollte ich wissen. „Philippine.“ „No, I don't know, tell me.“ „Pubic hair“, kicherte der Kleine und zeigte an die Stelle, wo sein eigenes Schamhaar wachsen könnte. Eine berühmte Marke (deren Namen ich nicht kannte und sofort wieder vergessen habe, K.A.K.A.???) bedeutet „Muschi“ und „Borat“ heißt „Schwanz“ „in Philippine, the language of the perverts“. Wir stiegen gemeinsam in die U-Bahn und er sagte mir gleich, wie ich am besten ins Sex Museum komme und wo man Tickets für alle möglichen Veranstaltungen billiger kriegt als an den offiziellen Stellen.

Auf ähnliche Weise lernte ich viele Leute kennen, wobei ich mir anfangs dachte, das wären Abzocker oder anderweitige Tunichtgute: fernhalten von fremden Irren, hatte mich Mama gewarnt. Aber bald war ich mit der NYer-Gepflogenheit vertraut, dass man dauernd mit allen Unbekannten ins Gespräch kommt, sei es, wenn man in einer Bar sitzt, sich was zu essen kauft, an einen Baum brunzt oder ein bestimmtes Buch liest: So viele Freunde wie in NY kann man nicht einmal bei myspace haben.

Was für zwei Wochen für mich als Alleinreisenden recht angenehm war, weil ich ja insofern



Meine italienischstämmigen Großeltern gingen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nach NY und haben es dort zu was gebracht. Der Dicke mit den Einkaufssackerln auf dem Foto bin ich.

nichts zu verlieren hatte und mich gerne mit allen möglichen seltsamen Hansln unterhielt, ginge mir bei längerem Aufenthalt ziemlich am Arsch. Nämlich, wenn ich ALLEINE ein Bier trinken oder ALLEINE in einem Park was lesen möchte und vor lauter oberflächlicher Freundlichkeit und Zuneigung zu keinem Ergebnis komme. In Wien ist es halt genau umgekehrt: Da sitzen zwei Leute an je einem Vierertisch alleine in einer Bar, jeder möchte mit dem anderen quatschen, nur vor lauter Geradeausschauen und einer Mischung aus vorgespielter Coolness und unüberwindbarer Schüchternheit sauft man sich lieber alleine an.

Eine andere Sache: Man wird – zumindest, so lange man den Schwarzenegger-Dialekt verbergen kann – nie für einen Ausländer gehalten,



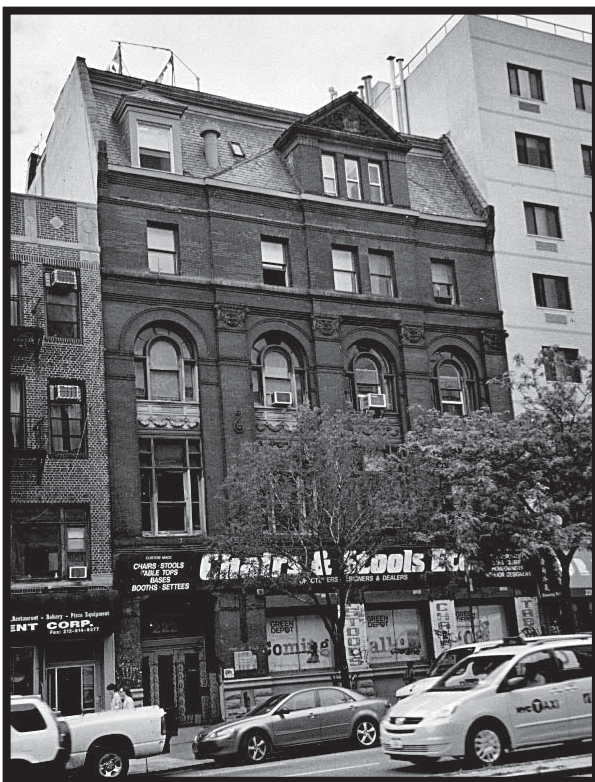
Chelsea Hotel: Hier passierte der eine oder andere Mord.

weil ja alle NYer Zugereiste sind (und die meisten das mittlerweile im Gegensatz zu uns hier ohne gröbere Blähungen verdaut haben). Lustigerweise wird man oft von Touristen, die man wiederum selbst für astreine NYer gehalten hätte, nach Straßen und Wegen gefragt. Was richtig unangenehm ist: Kaffee in Amerika erwies sich als bloß schwarz gefärbtes Wasser ohne spürbares Koffein. Außerdem ist die „coffee-to-go“-Sache extrem umständlich. Da gibt es Kaffee in den Größen S, M, L, XL, evt. XXL. Größer als Medium traute ich mich nie, denn das war bereits ein halber Liter. Und bis diese Menge kochenden Wassers in einem abgedeckten Styroporbecher eine trinkfähige Temperatur erreicht, kann man zwölf Donuts fressen und drei Mal in der U-Bahn umsteigen. Leider ist bis zu diesem Zeitpunkt auch das meiste Farbwasser durch den undichten Deckel gequollen, man hat sich bereits die Pfoten verbrannt, die Hose angepatzt und wirft den Becher dann, ohne einmal daran zu nippen, zum Teufel. Aber sonst ist NY *very easy going*, die U-Bahnen fahren die ganze Nacht hindurch, wodurch Taxis eher unnötig werden.

U-S-A! U-S-A! U-S-A!

Das Verhältnis der Amerikaner zum 4. Juli ist ein sehr seltsames, weil sogar „normale“ Leute Fahnen schwingen oder zumindest das Feuerwerk mit glänzenden Augen beobachten. Ein NYer Hunter S. Thompson-Verschnitt meinte: „Celebrating the 4th of July is as neutral as eating a pizza.“ – was wohl die meisten Leute so sehen. Nicht so Chris Hambstibambsti, der, bekleidet mit einem „911 was an inside job“-T-Shirt, am Feiertag die riesigen Stars&Stripes-Aufkleber, die auf jedem U-Bahn-Waggon kleben, mit Hakenkreuz-Aufklebern überklebte und meinte, ich solle der hiesigen Leserschaft sagen, dass nicht alle

Amerikaner Bush die Füße küssen. Zu späterer Stunde am 4. Juli stolperte ich noch in eine Bar, in der eine Band, in Amiflaggen-Kostüme gewickelt, eine Mischung aus Rolling Stones und Creedence Clearwater Revival spielte. Der Nazi-Mick Jagger sang als Einstand die amerikanische Hymne, während die Leute „U-S-A! U-S-A!“-Chöre durch den Raum stießen. Neben den fünf Burschen auf der Bühne durfte noch eine echte Negerin als Backgroundsängerin lächeln und die Hüften schwingen, während der Frontmann sang: „got no tigers/ got no mambas/ got no lions/ every man is free/ as a man can be/ happy as a monkey/ on his monkey tree.“ Kein Scheiß. Die Unabhängigkeitserklärung, die am 4. Juli gefeiert wird, ist zwar nicht unbedingt ein Drecksblatt, aber trotzdem: Wohin Nationalismus führt, sieht der Großteil der Amis nur bei ausländischen Fahnen. Denn das fänden sie schon gruselig, wenn die Deutschen an ihrem National-



222 Bowery aka der Bunker von William S. Burroughs

feiertag die Flagge in diesen Dimensionen hissen und mit Sprachhören durch die Stadt ziehen würden.

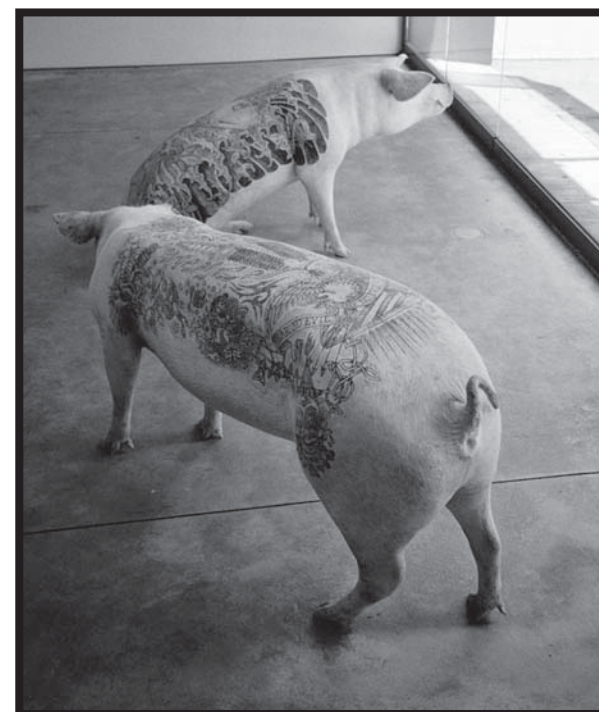
DEAD HEROES

NY ist eine Stadt mit Geschichte: Hier wurden Erzählungen über Generationen tradiert, eigene (Sub-)Kulturen geschaffen und Attitüden erfunden. Wenn man dann aber dorthin geht, wo z. B. Jack Kerouac bei rumhängenden Freaks Drogen kaufte, Moondog seine Straßenecke Tag für Tag bewachte oder Patti Smith sich die Beine auf der Bühne vertrat, wird man eher enttäuscht: NY ist eine schnelle Stadt. Übrig von solchen Gestalten bleiben höchstens die Erinnerung und eine Platte respektive ein Buch. Auch wer nach den Anfängen von jüngeren Gruppen sucht, landet dabei keinen Treffer, sondern oft in Williamsburg – und damit im Kessel modebewusster Austauschbarkeit. Das einzige, was man machen kann: Den Moondog von heute

suchen, so lange es keine Bücher über ihn gibt. So kleine Klassiker wie das „Chelsea Hotel“ anzusehen, ließ ich mir jedoch nicht nehmen. Die Behausung, in der Sid Vicious seine Nancy Spungen erledigt hatte und jeder namhafte Weirido von Jimi Hendrix über Andy Warhol bis Valerie Solanas gewohnt hat, ist halt jetzt eher ein Ort des Nostalgie und des Preisanstiegs als des ungezügelter Drogenrausches. Den „Spirit“ dort kann man in Zeitungsartikeln suchen, die an den Wänden hängen zwischen den heutigen Gästen: ehemaligen 68ern, die mittlerweile Consultant sind, und der nächsten Generation, die sich dort die Sonne auf ihr kreatives Popöchen scheinen lassen will. Und William S. Burroughs’ „Bunker“ aufzusuchen, also seine eigentümliche Wohnstätte, in der er jahrelang Gäste wie Mick Jagger oder Andy Warhol zu Diskussionsrunden beim Abendessen empfangen hatte, wollte ich auch von innen sehen: 222 Bowery an der Lower Eastside, nur wenige Blocks entfernt von da, wo einst das CBGB stand und eine Drogen- und Pennerhochburg das Leben spannend machte. Obwohl Burroughs bereits 1997 gestorben ist und das Ende seines Lebens in Lawrence, Kansas mit seinen Katzen und einem Methadonprogramm verbrachte, steht bei Klingel Nr. 1 noch immer „Bunker“ (er wohnte im 2. Stock). Ich läutete wiederholt, doch niemand reagierte. Aus dem Nachbarhaus kam ein mitteljunger Mann, den ich fragte, was es damit auf sich hätte. Es stellte sich heraus, dass er weder Burroughs noch den Bunker kannte, sondern im Haus daneben ein Einzimmer-Rattenloch für 180\$ Monatsmiete bewohnte und die restlichen Mäuse für Heroin laufen ließ. Er meinte, an der Bowery gäbe es noch ein paar solcher Wohn-, besser gesagt: Schlafmöglichkeiten, wenn man allerdings fünf Minuten nach links oder rechts gehe, wäre es wieder absolut unleistbar. In den doppelt und dreifach abgeriegelten Bunker konnte er mich allerdings nicht bringen – doch ich ärgerte mich zu



Die „Gluey Porch Treatments“ – zumindest habe ich sie mir immer so vorgestellt.



Wim Delvoes Schweine in einer Galerie in Chelsea.

früh. Denn anderntags rief ich Stu Spasm von Lubricated Goat an (siehe Seite 76), der mich auf seine Geburtstagsfeier einlud – in die Bowery 222. Denn genau dort hatte der Freund von Karen O (Yeah Yeah Yeahs) ein ganzes Stockwerk gemietet und schmiss eine Feier – eigentlich zum 4. Juli, Stu kam am 5. zur Welt und infiltrierte wie ein Einser.

KEINE KINDERJAUSN

Das Kulturprogramm in NY ist überwältigend, es gibt wahrscheinlich sogar mehr Museen und Galerien als Hot Dog-Verkaufsstandln. In Chelsea z. B. reiht sich eine Galerie an die nächste, der absolute Kern befindet sich bei der 10th und 11th Avenue zwischen 20th und 25th street. Darin stößt man auf Werke bekannter Gesichter wie Chris Burden, Paul McCarthy, John Baldessari, Mike Kelly, Wim Delvoe und Konsorten. Eine Installation (???) allerdings stand dort für mich außerhalb jeder Konkurrenz und fuhr mir ziemlich in die Knochen: Gleich neben einer starkbefahrenen Straße steht ein Haus, dessen Wand im Erdgeschoß aufgebrochen ist. Niemand ist da, ich gehe also alleine in einen ca. 20x12 Meter großen Raum mit nackten Ziegelwänden, der nichts beinhaltet außer einen Altar in der hinteren Ecke, rechts. Dort ruhen auf einem Pult Memorabilia und gerahmte Bilder, über die bereits Kerzenwachs fließt und die einem 15-jährigen Mädchen gewidmet sind. Es ist verschwunden, wahrscheinlich umgebracht, man hat sie bis heute nicht gefunden. Etwa fünf Meter entfernt von diesem Schrein ist ein Loch in den Betonboden gestemmt, durch das man gerade so durchkommt. Ich sehe Kerzenlicht von unten flackern und eine Leiter, denke mir: geht schon!, und atme noch einmal tief durch. Nach den ersten drei-vier Sprossen steigt stickige Luft in meine Nase, die nach zerbrennendem Wachs und Räucherstäbchen riecht. Ich kletterte weiter hinunter, bis ich mit meinen Schuhen auf feuchtem Lehmbo-den stoße – und bevor ich mich einmal umblicken kann,

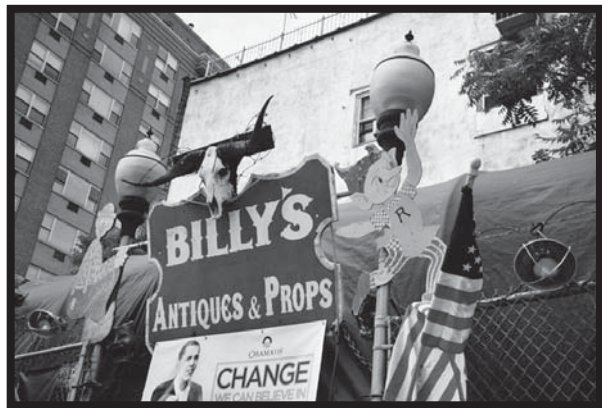
durchbricht der fürchterliche Schrei eines jungen Mädchens die Katakombe und mein Wesen. Ein elektrischer Schlag geht durch meinen Körper, doch statt tot umzufallen, haste ich ohne zu überlegen nach oben und renne, raus, raus, raus!, auf den Gehsteig. Ich bin noch ziemlich geschockt und sage laut zu mir selbst: „Scary“, als ein Passant grinsend an mir vorbeigeht und meint: „That’s what it should be!“

Ich weiß bis heute nicht, was das war.

PASS DU AUF MICH AUF,
ICH PASS AUF DICH AUF!

Ein Bier zur Beruhigung? Nicht auf den Straßen von NY! Alkohol in der Öffentlichkeit zu trinken ist verboten, in einem Lokal zu rauchen ebenso – das heißt, beides gleichzeitig geht nur, wenn man sich in das Reich der Kriminalität begibt! Bis vor ein paar Jahren hat das noch niemanden interessiert, da kümmerte sich die Stadt noch eher um *major problems*. Das harte Durchgreifen wurde erst mit Giuliani initiiert. Wer jetzt erwischt wird, kann vor Gericht geladen werden, muss sich einen Tag von der Arbeit (sofern vorhanden) freinehmen und kann dann wählen, ob er kurz in den Knast oder 25\$ zahlen will. Manchmal kriegt man auch gleich den 25\$ Strafbettel in die Hand gedrückt. Lösungsvorschlag: Einen Becher bei Starbucks holen und dort das Dosenbier reinschütten. Richtig gemütlich ist das zwar auch nicht, aber besser als gar nichts.

Eine Eigentümlichkeit, die ebenfalls erst seit wenigen



Der obskurste Laden, den ich je betreten habe.

Jahren, genauer: seit September 2001 um sich greift: NY ist – trotz all der freundlichen Leute – ein kleines Panopticon: Überall findet man Schilder, die einen dazu ermutigen, „aufzupassen“ und alles Verdächtige an die jeweilige Telefon-Hotline zu melden. Das scheint zu funktionieren, die Stadt überwacht sich selbst und ist stolz auf die Anruferzahlen der jeweiligen Hotlines, die auf riesigen Plakaten veröffentlicht werden und wiederum Leute zum Spitzeln ermutigen sollen. In den U-Bahnen hängen Schilder, auf denen steht „If you see something – say something“. Natürlich, Zivilcourage ist wichtig und dazu soll auch motiviert werden, allerdings bitte ohne die Leute paranoid zu machen. Da geht es nicht mehr darum, dass etwas passiert, sondern dass etwas passieren *könnte* – wenn denn das Gegenüber einer der unsichtbaren Terroristen ist. Und man muss schließlich vom Schlimmsten ausgehen, wird einem beigebracht. So sind auch an Baustellen Schilder angebracht, auf denen Telefonnummern stehen, die man anrufen soll, wenn man dort „verdächtige Aktionen“ be-



Coney Island, der Wiener Prater von NY, am Ende Brooklyns. Fette Familien, die dort ihre Sonntage verbringen, machen mich zwar eher traurig, aber *what shells?* Die dortige „Sideshow“ war eher enttäuschend und siedelte sich zwischen Zirkus und Comedy an. Ich war allerdings untertags dort und laut Joe Coleman kann eine Abendvorstellung schon was.

obachtet. Zusätzlich gibt es noch Anleitungen, wo man sich als Erwachsener und wo man sich als Kind auf einer Rolltreppe zu halten hat und wie man sich verhalten soll, wenn einem in der U-Bahn schlecht wird. Also immer die Augen offen halten und MEL-DEN!

ENTERTAINMENT AND...

An den Abenden vergnügt man sich am besten in kleineren Buden, wo vier Bands für 5-7\$ spielen. Ich persönlich kannte meistens keine davon, aber in der Regel war eine von ihnen scheiße, zwei ok, eine super. Interessanterwei-



„The Thing“: der unüberschaubarste Plattenladen, den man sich vorstellen kann. Von oben bist unten (!) sind auf zwei (!) Stocken in mehreren Schichten (!!!) die Räume mit Plattenkisten vollgeräumt. Um dort etwas zu finden, muss man ganze Tage einplanen – ich hatte nicht die Geduld.

se stehen solche Veranstaltungen nie unter *einem* musikalischen Genre, sondern da kommt zum Beispiel zuerst eine Frickele-Band, dann ein Singer-Songwriter, ein Elektronik-Duo und zum Abschluss eine Noise Rock-Frikadelle. Wenn man Glück hat, trifft man zufällig und völlig unerwartet auf kleine Stars aus dem Underground. An einem Abend begegnete ich im Club *Death by Audio* unabhängig voneinander gleich zwei Herzchen: Paul Erickson (Vaz, Hammerhead) und Jamie Peterson (Old Time Relijun, The Curtains). Aber zu seltsamer Musik kommen in NY auch nicht mehr Leute als bei uns. Es gab Konzerte, wo nur zehn-zwölf Zuschauer an ihren Bierchen nippten.

Apropos Clubs: Darüber erfährt man entweder von *local guides*, die man kennt oder kennenlernt, oder man checkt z. B. Todd Ps Seite. Er ist sozusagen der *King of the Underground* und organisiert tausende von Konzerten. brooklynvegan.com klingt zwar ziemlich *cheesy*, aber die haben auch gute Empfehlungen. Außerdem gibt es noch



Der Sänger von Shit Rot im Asterisk. Mit Cows-Humor forderte er das Publikum heraus, das sich mit Gegengewalt bedankte. Ich mochte ihn!

Zeitschriften wie *Time Out New York (TONY)*, *Village Voice* oder *Showpaper*, die ich sowieso einstecken würde, da man auch über andere Veranstaltungen, Ausstellungen und Stadtgespräche erfährt. Besonders gefallen haben mir persönlich die Clubs *Asterisk*, *Market Hotel*, *Glasslands Gallery*, *Death by Audio* und *The Yard*.

Eine Empfehlung, die mir Herr Pretterhofer gab: *Brooklyn Lager* trinken. Das kann ich nur mit einem Wichtigkeitsstempel weitergeben! Fressen einfach in Bürgerbuden, dazu gibt's Pommes und man wird schön satt. Die kleinen Hot Dogs, die man auf der Straße kriegt, geben weniger aus als ein Überraschungsei – höchstens als Zwischenmahlzeit geeignet.

...SHOPPING!

Zum Kaufen gibt's natürlich auch genug: Riiiiiiiiiiiiiesige Buchläden sind etwa *Strand Books* oder *Barnes&Nobles*. Die waren allerdings so überdimensional, dass ich nach zwei Stunden Herumirren mit je einem Buch den Laden beschämt verließ. Vergleichsweise klein, aber pipfein: *Spoonbill & Sugartown Books!*

Plattenläden, in denen ich allesamt fündig geworden bin: *Other Music*, *Earwax*, *Generation Records*, *Academy Records*, *Kim's Video&Music*, *Downtwon Music Gallery*. Da kriegt man z. B. Sun Ra-Platten, die bei uns 21 Euro kosten, um 14\$, versiegelt.

Flea Markets gibt's an den Wochenenden auch überall, der

Brooklyn Flea hat mich eher enttäuscht, in Chelsea sind – bei Schönwetter – gleich zwei nebeneinander.

Ein ganz besonderer Laden ist *Billy's Antiques&Props*, in den ich zufällig reingeschlittert bin. Ich ging an der Lower Eastside spazieren, bis ich ein Zelt sah, vor dem ausgestopfte Tiere, Phinxstatuen, gruseligen Santa Claus-Figuren und ungeöffnete Schatztruhen standen. Ein Penner wollte einen Einkaufswagen, gefüllt mit Obskuritäten, an den Ladeninhaber verscherbeln, ich ging unbeteiligt an dem Marketender vorbei, ins Zelt hinein: Schwammiger, psychedelischer Voodoo-Blues kommt aus matschigen Boxen, die Seltsamkeiten mehren sich hier in klaustrophobischer Atmosphäre.



Zahnarzt in Harlem.

Ich gehe zum Verkäufer und frage ihn intuitiv: „Kauft Joe Coleman hier öfter ein?“ „Scheiße ja! Er ist einer unserer besten Kunden! Schau mal nach rechts!“ – wo ein Nachdruck eines Colemans hängt. Voller Freude erzählt mir mein Gegenüber Anekdoten und holt für mich die wirklich argen Sachen aus ihren Verstecken raus, die er nicht öffentlich präsentieren kann und hinter Eckkästen und Buchreihen schlafen lässt: in Formaldehyd eingelegte Menschenbabies zum Beispiel. Kaufpreis: 25.000\$. Nur in bar, und das Bare nur in Euro. Prompt kommt ein Schussel zum Verkaufspult und fragt: „Nehmt ihr auch Kreditkarten?“ Nach einer Verschnaufpause wirft der Verkäufer einen langsamen Blick durch das Zelt: „Siehst du, was wir hier verkaufen?! Glaubst du allen Ernstes, wir nehmen Kreditkarten?!“

Er erzählt noch vom *Hells Angels*-Chapter in NY, das in der East 3rd street sein Stammbeisel hat. Vor kurzem ist ein italienischer Tourist dran vorbeigegangen und hat eins der Motorräder, die vorm Lokal standen, gestreichelt. Sofort stürmte eine Meute aus bärtigen Lederjacken auf ihn zu und attackierte ihn mit einer Axt. Bei der Polizei hatte er nicht viel zu sagen, als sie ihn nach dem Axtwerfer fragten: „He was big and he had a beard.“

Ein Sandler, der über längere Zeit tote Tiere zum Verkauf vorbeibrachte, wurde vom Geschäftsführer dann einmal grob angefahren: „Wir haben genug tote Tiere! Bring endlich mal was Spannendes vorbei!“ Ein paar Tage später kommt derselbe Marktschreier mit einem Leiterwagerl vor das Zelt, über das eine Plane gelegt ist. Er zieht sie mit einem Grinser weg, darunter liegt eine halb verrottete Frauenleiche. Und eines Nachts ist vom Balkon des Nachbarhauses ein Junkie durch das Zelt gefallen. Als die Zeltbesitzer am nächsten Morgen ihren Laden betraten, mussten sie wahrscheinlich nur mehr ein Preispickelr aufs Hirn kleben. Gute Nacht, schön war's!
